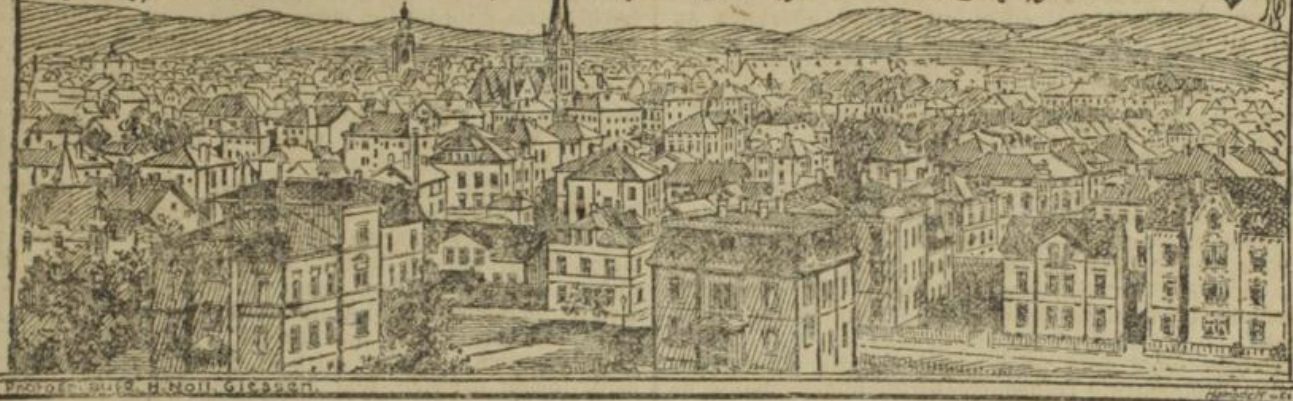


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Was fiel dem Mann ein, ihn, Wolf, zu mahregeln? Aber er war doch zu sehr Edelmann, als daß er die Tochter beim Vater verklagte. — Etwas hochmütig im Ton, eine Entgegnung auf jene Bemerkung umgehend, sagte er:

„Sie wünschen meine Anwesenheit, Herr Ulrich — darf ich fragen, weshalb?“

„Weshalb?“ lautete die etwas scharfe Gegenfrage, „weshalb? Können Sie sich das nicht denken? Oder ist Ihnen dies Papier hier unbekannt?“ Dabei schloß der Bankier ein Fach seines Schreibtisches auf, dem er ein Blatt Papier entnahm, das die Form eines Wechsels hatte, entfaltete es, und hielt es Wolf vor die Augen. „Nun, Herr Leutnant von Wolfsburg, Ihre Handschrift ist Ihnen doch bekannt — oder bezweifeln Sie etwa die Echtheit dieses Namenszuges?“

„Ja, tausendmal ja,“ rief da Wolf aus; vor seinen Augen tanzten die Buchstaben, und nur mit Mühe sah er, daß der Wechsel am 30. Juni — das war schon morgen — fällig war. Und sein Namenszug darunter! Kestte ihn denn ein Spuk? Die Gedanken wirbelten in seinem Kopf — was war das? welcher Bube konnte gewagt haben — — Wie ein Blitz durchfuhr ihn da der Gedanke an Erwins Brief — sein Vater — sollte er — o nun war ihm alles klar! Wie erstarrt saß er da, und wie aus weiter Ferne schlug des Bankiers etwas eintönige Stimme an sein Ohr:

„Dacht' ich mir doch, daß Sie, Herr von Wolfsburg, unmöglich leichtsinnigerweise einen Wechsel über 25 000 Mark ausstellen — Sie, ein Mustermensch, der allen zum Vorbild dienen könnte, der nicht spielt, keinen noblen Passionen huldigt und nichts tut, was ihm je Verlegenheit bereiten könnte. Deshalb habe ich Sie schon vorher benachrichtigt, ehe der Verfallstag eintritt! — Verzeihen Sie die Belästigung, da steht eine Nichtswürdigkeit dahinter, die nicht streng genug geahndet werden kann! Ihren Namen zu mißbrauchen — —“ dabei heftete Ulrich seine Augen in erbarmungsloser Schärfe auf Wolf, der absah! im Gesicht, in heftigstem Kampfe dasaß. O nur Zeit gewinnen, um das Entsetzliche zu fassen, daß der eigene Vater — denn so war es, wie es mit unheimlicher Klarheit vor ihm stand.

„Nein, lassen Sie,“ rang es sich endlich von seinen Lippen, „ich gebe zu, daß ich, daß jenes Papier von mir herrührt und werde es morgen —“

„Wirklich, Herr Leutnant? Sollten Sie gewillt sein, jene Fälschung — denn eine Fälschung ist es, wie Sie mir im ersten Augenblick durch Ihre gerechte Entrüstung verriet — gutheißen zu wollen? Das müssen sehr wichtige Gründe sein —“

„Ich erkenne die Unterschrift als von mir herrührend an und werde morgen mittag das Papier einlösen,“ sagte Wolf mit fast erloschener Stimme.

„Glauben Sie, daß Ihnen das so leicht sein wird? Bedenken Sie auch, daß, wenn es Ihnen nicht möglich ist, das Geld zu schaffen, ich den Wechsel mit der gefälschten Unterschrift nicht prolongieren werde — auf keinen Fall! Die Folgen werden Sie ja wohl wissen, wenn das Papier Ihrem Regimentskommandeur vorgelegt wird.“

Wolf sah die Wahrheit dieser Worte ein und erkannte, daß der Mann da vor ihm ihn vollständig in den Händen hatte, und er wußte, daß derselbe auch dazu angetan war, diesen Vorteil voll auszunutzen. Eine dumpfe Mattigkeit und Schwere im Kopf nahmen ihm fast die Fähigkeit zu denken, und nur mechanisch nickte er, als der Bankier ihn fragte:

„Sie haben mich doch verstanden, Herr Leutnant?“

Da rückte Herr Ulrich seinen Stuhl etwas näher zu ihm und begann in vertraulichem Tone:

„Ich meine es gut mit Ihnen, Herr von Wolfsburg, hören Sie mich an! Dieses Papier hier erschüttert Ihre Stellung vollständig — nach den Gründen, es trotzdem als von Ihnen herrührend anzuerkennen, will ich nicht forschen, obgleich es mir ein leichtes wäre!“

Wolf zuckte zusammen; doch der Bankier legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm und fuhr dann fort: „Nein, wirklich nicht! — Also, um mich kurz zu fassen — ich bin gewillt, die Sache auf sich beruhen zu lassen —“ er machte eine kleine Pause und sah sein Gegenüber bedeutungsvoll an.

„Um welchen Preis aber, Herr Ulrich? Denn umsonst —“ stieß Wolf heiser hervor; ihm bangte vor dem, was er hören sollte — eine Ahnung begann in ihm aufzusteigen, eine schreckliche Ahnung — und er täuschte sich nicht. Etwas verlegen hütelnd, fuhr der Bankier fort:

„Herr von Wolfsburg, hören Sie mich ruhig an — es ist nur zu Ihrem Vorteil — Sie wissen, ich habe eine Tochter, die viel begehrt ist! Aber am liebsten würde ich sie von allen ihren Bewerbern Ihnen anvertrauen, da Sie —“

„Herr Ulrich, dazu habe ich mich nie gerechnet, wollte auch nicht im mindesten dafür angesehen werden, da ich kein Glücks- und Mitgistsjäger bin,“ rief Wolf aufgeregt, wurde aber am Weiterreden durch die etwas eintönige Stimme seines Gegenüber unterbrochen.

„— Also am liebsten würde ich mein einziges Kind Ihnen anvertrauen, da ich Sie als einen durchaus ehrenwerten Mann kennen gelernt habe. Auch meine Tochter denkt so und ist Ihnen sehr geneigt, wie ich weiß.“

So, endlich war es heraus; unter Wolfs forschendem Blick war es doch nicht leicht gewesen, ihm diese Regelung der Angelegenheit vorzuschlagen. Der junge Offizier holte tief Atem — also das war es! Ihn wollte sie, ihn um jeden Preis — daher dieser feinangelegte Plan! Für ihn stand es fest, daß Gabriele um die ganze Wechselgeschichte wußte —

am Ende war sie es auch gewesen, die das so fein eronnen hatte! — Wortlos stand er auf und griff nach seiner Mütze. Herr Ulrich erhob sich gleichfalls.

„Sie gehen, Herr Leutnant —?“

„Ja, Herr Ulrich, denn meine Selbstachtung verbietet mir, noch länger eine solche Erniedrigung meiner Person mit anzuhören. Ich lasse mich nicht kaufen! — Morgen werde ich den Wechsel zur bestimmten Zeit einlösen.“

„Wie Sie wollen,“ lautete des Bankiers kühle Antwort; „ich gebe Ihnen aber zu bedenken, daß ich keine Lust habe, mich zum Mitschuldigen eines offenbaren Betruges zu machen, zu dem Ihr Name benutzt worden ist!“ Dabei wandte er sich ab und sah anscheinend gleichgültig zum Fenster hinaus. Wolf trat wieder einige Schritte zu ihm hin und entgegnete mit mühsam behaupteter Fassung:

„Ich habe den Wechsel ausgestellt —“

„Das ist nicht wahr, Herr von Wolfsburg, Sie sprechen die Unwahrheit! Sie sind es nicht gewesen; Ihre anfängliche Entrüstung war echt und recht — Sie waren es nicht, sondern Sie es durchaus hören wollen —“

„Nein, nein,“ schrie da Wolf auf, „nein! — Aber was haben Sie denn für Schaden? Ich zahle Ihnen morgen die Summe, ich kann sie bekommen — dann ist die Sache erledigt.“

„Meinen Sie? Für mich nicht! — Ein Kaufmann, Herr von Wolfsburg,“ entgegnete Ulrich scharf, „hat denselben Begriff von Ehre, wie die Herren Offiziere, die manchmal einen ganz falschen und übertriebenen Kultus damit treiben! Nochmals, ich gebe mich nicht dazu her —“

„So gönnen Sie mir doch wenigstens Zeit zur Ueberlegung!“

„Ueberlegung, wo andere mit tausend Freuden zugegreifen würden,“ sagte der Bankier in bitterem Tone, während doch etwas wie Mitleid beim Anblick von Wolfs bleichem Gesicht in ihm aufstieg.

„Herr Ulrich — ist das aber ehrenhaft, mich zu etwas zwingen zu wollen, wovon —“

„Kein Wort, Herr Leutnant, wenn Sie nicht wollen, daß morgen schon der Name Wolfsburg mit Schmach bedeckt ist! — Ich habe Mitleid mit Ihnen, weil ich Sie stets als einen Mann von Ehre und Charakter erkannt habe, deshalb schlug ich Ihnen diesen Ausgleich vor — denn seinem Schwiegerjohn tut man schon zuliebe, was einem Fremden gegenüber doch zu gewagt wäre! Zum Beispiel könnten Sie von dieser Sache nicht doch einmal Gebrauch machen? Dann wäre mein Ansehen als ehrlicher Geschäftsmanu hin! Zu solchen unsauberen Geschichten gebe ich mich nicht her.“ Scharf und bestimmt klang alles, was er sagte, und seine Augen ruhten forschend auf Wolf, der mit gesenktem Kopfe da stand, die Mütze nervös in den Händen drehend.

„Also, wie Sie wollen, Herr Leutnant,“ fuhr der Bankier kühl fort, „ich dränge Ihnen meine Tochter nicht auf; dazu ist mir mein Kind zu lieb. Glauben Sie denn, daß ich da kein Opfer bringe?“

„Herr Ulrich,“ rang es sich mühsam von Wolfs Lippen, „Herr Ulrich, ich bin ja bereits gebunden! Ein Mädchen —“

„Weiß ich, lieber Wolfsburg, weiß ich alles! Sie werden doch aber nicht im Ernst daran gedacht haben, jene kleine Putzmacherin zu heiraten?“ Etwas wie Mitleid über solche Unvernunft klang da aus seiner Stimme. „Im Ernst? Das glaube ich nicht! Liebe macht blind! Begreife ich, wenn das Mädel so hübsch ist, wie meine — wie allgemein gesagt wird. — Na, über so etwas sehe ich hinweg. Nach der Verlobung aber muß natürlich reiner Tisch gemacht werden! Am besten, wir geben der Person eine Abfindungssumme —“

„Halten Sie ein, Herr Ulrich,“ stieß Wolf halbersticht hervor, „halten Sie ein, das ist meine Sache. — Eine Frage noch: weiß Ihr Fräulein Tochter darum?“ Er wollte klar sehen; sie mußte es wissen, bestimmt; denn sonst hätten ihre Andeutungen nicht gar so bezüglich geklungen. Der Bankier hatte in seinen Papieren zu suchen, als er diese Frage beantwortete; es war fast, als sähe er sich, Wolf in die Augen zu sehen.

„Meine Tochter? Nein! Wie sollte sie —? Aber mir wurde an meinem Stammtisch von Ihrer Schwärmerei erzählt. Sie wissen, der Stadtkassier beschäftigt sich gern mit den internen Angelegenheiten höherer Stände — da flüxert so manches in die Dessenlichkeit —“

„Wie du sagen kannst,“ dachte Wolf voller Ingrimm,

„Deine Quelle kenne ich!“ und laut fragte er: „Und die andere Angelegenheit, was sagt Fräulein Tochter dazu?“

„Herr von Wolfsburg,“ wandte sich Ulrich ihm da zu.

„Sie scheinen zu denken, daß ich meiner Gabriele Einbild in meine geschäftlichen Sachen gestatte! Da sind Sie sehr im Irrtum; es fehlt ihr übrigens jedes Interesse daran. Nein, nein, sie ist ganz unbeteiligt.“

„Ah, dann ist mir ein großer Stein vom Herzen! — Es müßte auch für Fräulein Gabriele ein wenig angenehmes Gefühl sein, wenn in dieser Weise über ihre Person verfügt wird. Dann kann ich ihr morgen auch — unbefangener entgegenreten! Jetzt gestatten Sie mir wohl, daß ich mich entferne — ich muß mich doch erst etwas zurechtfinden!“ Er verneigte sich; Ulrich gab ihm bis zur Tür das Geleit, schüttelte ihm zum Abschied freundschaftlich die Hand mit einem „Auf Wiedersehen“ und ging dann wieder in sein Privatkontor zurück.

„Es scheint ihm doch sehr schwer zu fallen, mein einziges Kind mit seinem Vermögen zu lieben! Die Sache mit der kleinen Putzmacherin muß also wohl wahr sein und tiefer sitzen, als ich dachte! Lächerlich — er wird schon andern Sinnes werden, wenn ich ihm sage, was meine Tochter bekommt. So unempfindlich ist keiner gegen den Wert und die Macht des Geldes. Jetzt ist es vielleicht Trost von ihm — später wird er es mir noch danken! Es wäre töricht gewesen, jetzt auf meine Macht über ihn zu verzichten, wo ich weiß, wie heiß ihn Gabriele begehrt, und er ist mir auch als Schwiegerjohn der willkommenste von allen! Schön, aus altem Geschlechte — wer weiß denn weiter von dem Flecken auf dessen Schild —“ so sinnend saß er an dem Schreibtisch.

Gabriele war sein einziges, von ihm abgöttisch geliebtes Kind. Jeder Wunsch wurde ihr erfüllt; was er ihr an den Augen absehen konnte, tat er. Maßlos verwöhnt und ein Entzagen nicht kennend, erfüllte es sie fast mit Zorn, daß Wolfsburg sich so kühl ablehnend gegen sie verhielt und gar keine Miene machte, mit den vielen Bewerbern um ihre Hand in Wettbewerb zu treten. Und sie hatte ihn doch so gern, den schlanken, vornehmen Offizier mit dem schönen dunkeln Gesicht!

Ihr Vater war sehr zufrieden, daß sie noch bei ihm war; aber trotzdem wunderte er sich, daß sie so gar keine Neigung zum Heiraten zeigte — die Sache mußte tiefer liegen — und da, auf sein Drängen hatte sie ihm denn gestanden, daß sie sich aus keinem ihrer Verehrer etwas mache, daß ihr alle, alle gleichgültig wären — bis auf einen — und der bemühte sich nicht um sie! Leutnant Wolfsburg! Tränen hatten ihre Augen erfüllt, als sie von seiner Kühle sprach. „Ich heirate nicht, Papa, wenn ich ihn nicht bekomme — ach, ich bin so unglücklich!“ Er hatte sie getröstet, daß Wolfsburg in seinem stolzen Sinn durch seine Armut zurückgehalten sei —

Sie hatte da höhnisch aufgelacht. „Seine Armut? Sag' lieber meine Putzmacherin, dann hast du es richtig getroffen! Ja, Papa, kannst mir glauben, so ist es! Ich weiß es ganz genau; er trifft sich fast jeden Abend mit ihr; erkundige dich nur danach — um diese Person verschmähst er mich!“ Und sie war da in Tränen ausgebrochen, in heiße, eigensinnige Tränen. Sie hatte ihm leid getan in ihrem Schmerz, so daß er ihr die größten Versicherungen gemacht hatte, um sie zu beruhigen. Nun war jenes Ereignis mit dem Wechsel eingetreten — und er sollte seiner Tochter nicht helfen? Er hatte ihr einige Andeutungen gemacht, daß es in seiner Macht stünde, ihr vielleicht ihren Wunsch erfüllen zu können, und wie glühend dieser in ihr lebte, hatte er an ihrer Freude sehen können. Listig schmeichelnd war es ihr gelungen, ungefähr die Sache zu erfahren — und was sie nicht von ihrem Vater wußte, das kombinierte sie — und fast richtig — in ihrem schlauen Sinn — wie Wolf auch richtig-gedacht hatte, daß ihr dieses Geheimnis nicht unbekannt sei. —

(Fortsetzung folgt.)

Rodheimer Markstreitigkeiten.

In der Neujahrnacht brannte zu Rodheim an der Bieber die große Scheuer des ehemals Rabenauischen Hofes ab. Sie war nicht nur, wie der Gießener Anzeiger berichtete, „ein Markstein alter Holzbaukunst“. Dieses mächtige Bauwerk war ein sichtbarer Zeuge der sozialpolitischen und wirtschaftlichen Vergangenheit des Dorfes. Denn mit der seit September 1910 verschwundenen alten Schule erinnerte sie die Nachgeborenen daran, daß einst die ortsanfässigen Edelkute ihre harte Hand auf der einheimischen Bauernschaft

Krieg hatten. Dadurch wurde die wirtschaftliche Entwicklung schwer geschädigt, und die Bemühungen, die dieser Druck auf das Innenleben des hörigen Bauern ausübte, sind jedem Kundigen heute noch sehr deutlich erkennbar bei den Urenteln.

Aber es hiesse gegen die Geschichte ungerecht sein, wollte man behaupten, daß aus jenem Verhältnis zwischen Adel und Bauernschaft nur schwere Nachteile entstanden seien. Sieht man von unserem Gegenwartsstandpunkt aus oberflächlich zu, dann scheint es allerdings so zu sein, als sei aller Unfug von den Ritterburgen und den Adelshöfen in die Dörfer ausgegangen.

Aber ein Blick in die Geschichte der Heimat lehrt uns, daß auch diese Entwicklung nötig und gut war. Für beides möchte ich heute einen kleinen Beweis liefern, dafür nämlich, daß die Adels-herrschaft einerseits ein Hemmnis, andererseits ein großer Vorteil für die Entwicklung des Dorfes war.

Diesen Beweis liefert uns ein Blick in die Vergangenheit der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgelösten Rodheimer Märkerschaft. Die Geschichte der Rodheimer Mark ist bis jetzt noch ungeschrieben; wiewohl es eine außerordentlich lohnende Aufgabe wäre. Denn sie bietet wertvolle Aufschlüsse für die Entwicklung Rodheims seit 1560 etwa in fast jeder Hinsicht. Zumal ein reiches Urkundenmaterial, jetzt im Rodheimer Archiv aufgestellt, zur Verfügung steht.

Die Anfänge der Mark Rodheim lassen sich nicht mehr erkennen, es fehlen uns da die urkundlichen Nachrichten. Genaue Kenntnis vermittelt uns ein sehr wichtiges Aktenstück aus dem Jahre 1663, das die Abschrift der im Jahre 1557 aufgestellten „Markregeln“ enthält. Daraus läßt sich etwa folgendes schließen: Die Zeiten der Reformation waren auch für unsere Gegend sehr bewegt. Durch die Kämpfe und Streitigkeiten um das Evangelium konnten die führenden Männer der Heimat sich nicht um die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Dörfer kümmern; die Einführung der Reformation, der Schmalkaldische Krieg und seine Folgeerscheinungen geben ihnen alle Hände voll zu tun. Dadurch entstand in den örtlichen Verhältnissen mancherlei Unordnung. Es läßt sich denken, daß die Bewohner sich diese Umstände zunutze machten, um sich mancherlei Rechte in den ausgedehnten Waldungen anzumachen. Das Vorhandensein großer Wälder geht ja mit dem Holzfrevel immer Hand in Hand. Als deshalb, etwa nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555, die Glaubensangelegenheiten eine vorläufige Erledigung gefunden hatten, gingen die Edlen daran, in den heimischen Verhältnissen wieder Ordnung zu schaffen. Vor allem sorgten sie dafür, daß der wertvolle Besitz der Gegend, der Wald, in geordnete Pflege und Verwaltung genommen wurde. Es ist das unstreitige Verdienst jener Leute, damit eine Institution geschaffen zu haben, die durch ihre straffe Ordnung die mancherlei Schwierigkeiten dreier Jahrhunderte erfolgreich überdauert hat. Davon berichtet jenes Markregelbuch mit folgenden Worten: „Im Jahr nach Christi Unfers Erlösers und Seeligmachers Gnaden Geburt 1557 Auff S. Thomas des Apostels Tag haben die Edlen unnd Ehrvesten Junckh. Marz Leich von Wöhlheim; Magnus Holzapsel zu Wegberg, Ambtmann zu Kleiberg und Sittig von Wolskeel zu Wegberg . . . sampt dreyen Gemeinden Rodheim, Fellingshausen und Wegberg sich miteinander verglichen, daß nun hinfürter alle Jahr von Märckern und Förstern uff S. Thomastag wo möglich, die Klagen des selbigen Jahres all ingebracht und wie Jede verwirde Buß nach Inhalt des Märckerbuches vertheidigt werden.“ Eine ungemein interessante Notiz! Es liegt in diesen wenigen Worten eine ganze Fülle von Stoff, den wir nur durch viele Sätze zu erläutern vermögen. Es geht daraus unzweifelhaft folgendes hervor: 1. Die Märkerschaft besaß schon eine gewisse Verfassung vor 1557, nämlich sie wurde beaufsichtigt durch Märker und Förster. Die Märker waren stets drei, aus jedem Dorfe einer; dies Ehrenamt wechselte jährlich und ging reihum. Förster gab es damals nur einen, später drei sogenante „Heppenföster“, die aus ehemaligen Märckern gewählt wurden. Diese Beamten führten über ihre Tätigkeit Buch in den Märkerbüchern. Das setzte natürlich voraus, daß sie lesen und schreiben konnten. In der Tat habe ich in der Rodheimer Vergangenheit merkwürdig wenig Analphabeten gefunden. 2. Als Eigentümer der Mark gelten die Adligen und zwar die Besitzer der sog. Stammhäuser. Das sind: die Schmitte bei Rodheim (Marz Leich), der Wegberger Hof am Fuße des Burgbergs (Magnus Holzapsel) und das Wolskeelsche Haus rechts neben der alten Pforte in Wegberg (Sittig v. Wolskeel). Dann galten natürlich als Besitzer die drei Gemeinden Rodheim, Fellingshausen und Wegberg. 3. Der Grund, weshalb man sich miteinander vergleicht, sind die „Klagen und Bußen“, also, wie wir vorhin schon betonten, das Ueberhandnehmen der Waldfrevel, die eine scharfe Ueberwachung nötig machen. Die ist aber nur möglich durch das feste Gefüge einer Organisation. 4. Der Tag, an dem das Märkergebund stattfinden soll und auch bis 1830 stattgefunden hat, ist der Namensstag des Apostels Thomas, der 21. Dezember. Es ist sehr anziehend, daß der Tag, an dem bei unseren germanischen Vorfahren die zwölf heiligen Nächte begannen, das Fest der Winterferienende, von den Nachkommen mit solcher Zähigkeit festgehalten wurde als Termin ihres Märkergebunds. Bis ins neunzehnte Jahrhundert! Ein kleiner Beleg dafür, wie stark uralte Gewohnheiten und Empfindungen aus der Heidenzeit in unserem deutschen Landvolk wurzeln.

Es ist keine Frage, daß die drei Edlen durch Schaffung dieser Organisation etwas sehr wertvolles für die vier Dörfer — außer

den drei genannten noch Vieber — geschaffen haben. Freilich, so ganz selbstlos sind sie dabei wohl nicht gewesen; denn sie waren die „Obermärker“, d. h. diejenigen, die die Aufsicht führten und infolgedessen standen ihnen auch größere Rechte zu. Wir werden sehen, daß in diesem Umstand der Kern zu den späteren Mißbilligkeiten enthalten war. Aber vorderhand mußte es so sein. Die Adligen, als die einzigen Leute mit weiterem Blick, waren für die Märkerschaft die gegebenen Vorjagenden. Und es ist zweifellos, daß diese Märkerschaft für unsere Heimat einen unberechenbaren Segen gebracht hat. Zunächst durch eine rationelle Benützung und Bewirtschaftung des ausgedehnten Forstes. Es geht über den Rahmen eines kürzeren Aufsatzes hinaus, da auf Einzelheiten einzugehen. Nur einiges sei gestreift: die Eichelmast des Schweine, das Brennholz, Werkholz, Streulaub, Waldjutter, vor allem: die Mark lieferte an ihre Glieder um einen Spottpreis das Bauholz für die Gebäude der Ortsanwässigen, soweit sie Mitglieder der Märkerschaft waren, und sie waren's fast alle. Weiter: Die Mark war in alter Zeit das, was wir heute Spar- und Leihkasse nennen würden. Natürlich nicht genau in dem Sinn und Umfang, wie wir uns heute eine solche Einrichtung vorstellen. Die Märkerschaft war der Geldgeber für Private und für Gemeinden. Die ziemlich belastete Gemeinde Rodheim stand fast immer in ihrem Schuldkonto. Es ist sehr erstaunlich, daß die Märkerschaft einige Jahre nach dem verheerenden 30jährigen Kriege insstande ist, Kapitalien auszuleihen. Ein sicherer Beweis dafür, daß die Adligen ihre starke Hand zum Schutze hergaben, ohne sie wäre die Genossenschaft in den Stürmen dieser 30 Jahre gewiß zu Grunde gegangen. Neben diesen ideellen Werten, die in den erwähnten materiellen Vorteilen stecken, müssen wir noch ein anderes andeuten. Die Markvereinigung war im gewissen Sinne eine Vorläuferin unseres heutigen ländlichen Genossenschaftswesens. Unsere Dörfer kannten die genossenschaftliche Selbsthilfe lange vor Raiffeisen und Schulze-Delitzsch. Den Bauern wurde an dem handgreiflichen Beispiel der Waldbewirtschaftung die Gemeinschaft ihrer Interessen deutlich, sie lernten unseren modernen Grundsatz kennen: „Alle für einen, einer für alle“. Nicht diesen Wortlaut, aber seinen Sinn und Inhalt. Dem modernen Menschen braucht man daher den inneren Wert, den eine solche Markgenossenschaft hatte, nicht auseinanderzusetzen. Und das größte Verdienst, diese segensreiche Einrichtung durch Jahrhunderte hindurch aufrecht erhalten zu haben, gebührt ohne allen Zweifel den alten Rittersn. Natürlich tat auch die Bauernschaft das ihre, ohne das wäre es ja nicht gegangen. Aber die spiritus rectores, die geistigen Führer, die Seele des Ganzen, waren die edlen Inhaber der alten Stammhäuser. Das muß auch einmal betont werden. Und deshalb müßten die Nachkommen jener alten Bauern, wenn sie Sonntags zur Kirche kommen, die im Chor befindlichen fünf Ritterdenkmäler mit Dankbarkeit und Verehrung betrachten. Sie waren alle, soweit sie dort in Stein verewigt sind, Inhaber jener drei Stammhäuser. Auf dem, was sie geschaffen und erhalten haben, konnten unsere Väter weiterbauen.

Daß ohne die Adligen die Mark zugrunde gegangen wäre, lehrt uns ein weiteres Ereignis. Wohl sagten wir vorhin, daß wenig Jahre nach dem westfälischen Frieden die Genossenschaft wieder in guter Finanzlage war. Aber das war auch nur das Rettungswerk der Edlen. Es bedarf ja gar keiner Erörterung, daß auch bei uns in jenen unerhörten Kriegszeiten alles drunter und drüber ging; auch innerhalb der Märkerschaft. Darum war es nötig, daß sie sich neu konstituierte. In der Tat: aus der Zeit vor 1644 bis 1663 fehlt uns jegliche Nachricht, während in den vorhergehenden Kriegsjahren Spuren des bestehenden und tagenden Märkergebunds da sind. Die Vereinigung ist also gerade in den letzten Kriegsjahren aus den Fugen gegangen. Um das zu erklären und zugleich zu beweisen, erinnern wir bloß an die Zerstörung von Gleiberg (1646) und Königsberg (1647). Da waren es wieder die Adligen, die das Rettungswerk in die Hand nahmen und die Märkerschaft aufs neue zu der alten, festen Organisation zusammenschlossen. Davon berichtet uns ein Eintrag in den oben erwähnten Satz, wenn es heißt: „ . . . Rund im Jahr 1663 erneuert von den Edlen und Ehrvesten Hans Gänder von Boenhansen Erbsas zur Schmieden, Generall Wachtmeister zu Gießen. Conrad Ulman Kalle von Wöllins Aue, Hauptmann zu Gießen, und Einolt genand Schützer, Cansler zu Gießen . . .“ Sie griffen auf die alte Ordnung ihrer drei Vorgänger in den Stammhäusern, die sie anno 1557 aufgestellt hatten, zurück, und brachten so wieder geregelte Verhältnisse in die verrottete Märkerschaft.

Aber dennoch waren seit jenen Tagen etwa die Zeiten des guten Einnehmens zwischen den Adligen und der Bauernschaft vorbei. Das mag mancherlei Gründe gehabt haben; einige wollten wir zu erläutern suchen. Die alten Edelente, Leich, Holzapsel, Wolskeel, waren alteingesessene Geschlechter gewesen, eines Blutes mit den Bauern. Sie waren mit der Landschaft und ihren Geschichten seit vielen Jahrhunderten vertraut und verwachsen. So hatte sich sicherlich eine Art Vertrauenshältnis zwischen den abligten Obermärckern und den Markmännern der vier Dörfer ergeben. Auf diesem Vertrauen beruhte letzten Endes das Wachstum und Gedeihen der Märkerschaft. Der große Krieg aber hatte die alten Glieder des Wegberger Ganerbiets hinweggefegt und an ihre Stelle waren Glücksritter getreten, die die Kriegswellen in die Gegend geströmt hatten. Die Einolde von Schütz waren gar ein Gelehrtengeschlecht. Daß diese Fremden für der heftigen

Bauern Art nicht viel Verständnis hatten, ist einleuchtend, auch konnten sie nicht so mit Land und Leuten vertraut sein, wie ihre Vorgänger. Das war von Anfang an nicht gut. Die weitere Geschichte der Mark lehrt nun, daß diese neuen Inhaber der drei alten Stammhäuser ein wenig stark ihre Rechte an die Mark betroffen, während sie von ihren Pflichten nicht sehr viel wissen wollten. Dazu kam, daß sie meist nicht ständig im Biebertal wohnten und auch schon aus diesem Grunde nicht mit solcher Tatkraft der Markgenossenschaft sich widmen konnten, wie ein Mark Leich oder ein Magnus Holzpappel.

Darin liegt der Keim zu den Kämpfen zwischen Obermärkern und Markgenossen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts tobten. Ein Antrieb zu diesen Mißhelligkeiten lag freilich auch auf Seiten der Bauernschaft. Es lebte eben in den Bauern noch von 1525 her ein Rest von dem Streben nach Freiheit, nach Selbstständigkeit gegenüber der siegreich gebliebenen Adels herrschaft. Ein solcher unter der Asche glimmernder Funken schlug zu einer kleinen Flamme empor in den Streitigkeiten um die Mark. Die entstanden aber so:

Es hing mit der Eigenschaft der Adligen als aufsichtsführende Obermärker zusammen, daß diesen umfangreichen Pflichten auch größere Rechte gegenüberstanden. Selbstverständlich war das Recht der Marküberwachung, der Einberufung und Leitung des Märkergebings. Diese Rechte wurden den Stammhäusern nie freitig gemacht, soweit uns darüber Nachrichten erhalten sind. Ferner stand den drei Obermärkern doppeltes Lohholz und doppelte Mastung zu. D. h., an alle Markmänner wurde jährlich durchs Loh ein gewisses Quantum Holz unentgeltlich verabreicht. Ebenso hatte jeder Markgenosse das Recht, eine bestimmte Anzahl Schweine zur Eichelmast in die Waldungen zu treiben ohne Besahlung. Die Stammhäuser erhielten dabei den doppelten Anteil am Lohholz und hatten doppelt soviel „Freischweine“. Aber mit einer Einschränkung. Diese doppelten Rechte standen den Stammhäusern nur zu, wenn sie von den adeligen Besitzern persönlich bewohnt wurden. War zur Güterverwaltung nur ein „Hofmann“ in dem Hause ansässig, dann wurde der wie jeder andere Markmann auch behandelt. Dieser Brauch hatte seinen guten Grund. Wohnte der Obermärker im Biebertale, dann kümmerte er sich ganz von selbst um die Mark; er verdiente also das zweifache Recht. War er aber anderswo ansässig, dann hatte die Mark von seiner Obermärkerchaft recht wenig. Gerade um dieses Recht entspann sich der Streit. Ums Jahr 1680 verlangten die Adligen für ihre Höfe doppeltes Anrecht auf die Markalmende, auch in ihrer Abwesenheit; sie wollten also aus einem seither persönlichen Recht eine dingliche Gerechtigkeit machen. Das ließen sich die drei Markgemeinden Rodheim, Fellingshausen und Bepberg natürlich nicht gefallen. Es kam zum Prozeß vor der Siehener Kanzlei, den die Gemeinden natürlich verloren. Das Urteil wurde gefällt am 27. September 1681. Aber diese Entscheidung ist den Gemeinden „in verschiedenen Stücken sehr zuwider und bedauerlich gefallen“. Darum appellieren die beiden heftigen Gemeinden Rodheim und Fellingshausen — Bepberg war nassauisch — nochmals an die Siehener Behörde. Diese Berufungsurkunde ist ein Kostbarkeitsstück damaliger Juristennüsse, denn daß sie die damaligen Märker nicht geschrieben haben, ist klar. Die Kanzlei hatte geschrieben, daß „On Obristwachtmeister von Bäl und Interessenten“ doppeltes Recht zustände. Daher behaupten die Markgenossen, dies Wort „Interessenten“ könne „noch von einem und dem anderen extendiert“ werden. Sie werden ihre Gründe gehabt haben, noch einmal die drei alleinerberechtigten Stammhäuser namentlich aufzuführen. In dieser alten Klage kommt eine neue. In den Rechnungen jener Zeit bilden einen ständigen Posten die Kontributionen, die sowohl die politische Gemeinde, wie auch die Markgenossenschaft zu leisten hatte.

Als Besitzerin der weiten Waldungen galt die Mark, aber die Eintreiber der Kontributionen übersehen dabei, daß auch die Adligen ziemlich große Wälder besaßen. Darum mußte die Märkerchaft von dem gesamten Waldareal Kontribution zahlen, mußten also die Wälder der Obermärker mitversteuern. Und die Adligen ließen es sich ruhig gefallen, daß die ohnehin schier überlasteten Bauern auch ihre Steuern noch mitbezahlen. Darum schreiben die beiden Gemeinden in berechtigter Entrüstung: „Nun wird uns gleichwohl kein Mensch zu muten können, daß wir denen Adlichen Wittmärkern, welche in doppeltem Gemüß von uns aus der Forst haben, noch ihre Nutzung versteuern undt eine solche Last über uns nehmen sollen!“ Sollte ihnen zu stehen ihr Recht nicht werden, so behalten sie sich vor, ad Serenissimum zu appellieren, d. h. die höchste Instanz anzurufen, die des Landgrafen selbst.

Das Geinß der Gemeinden wurde von der fürstlich-heftigen Kanzlei zu Siehen abschlägig befchieden. Doch beeilten sich die Herren Räte, die „Interessenten“ genau namhaft zu machen; aber hinsichtlich der Adelsrechte bleibt es beim alten: „... auch dieselbe (die Stammhäuser) bey ihren hergebrachten und in angeregetem Urtheil ihnen zuerkannten praeserentien, nutzbar und Gerechtigkeiten, nochmals gelassen werden.“ Auch hinsichtlich der Fortsetzung zu den Kontributionen bleibt es beim „status quo“. Dieses Ding hat also damals schon eine große Rolle gespielt.

Die abgewiesenen Markgenossen beruhigten sich nicht bei dieser Entscheidung, sondern führten ihre Drohung aus und appellierten an den heftigen Landgrafen selber. Wir wissen nicht mehr genau, wann das geschehen ist; leider ist uns auch unbekannt, welche Antwort den Markgemeinden zuteil wurde. Es ist uns nämlich nur eine unbatirierte Abschrift jener Eingabe an den Landesfürsten erhalten, nach Schrift und Schreibweise kann sie sehr wohl aus derselben Zeit, also um 1681—1682, stammen. Die weitere Geschichte der Märkerchaft, soweit sie sich uraltdlich nachweisen läßt, ist wohl noch reich an mannigfaltigen Reibereien und Streitereien zwischen Obermärkern und Markgenossen; aber soweit ich sehe, kommen die oben erwähnten Klagepunkte nicht mehr vor. Das könnte ja zum Beweis dienen, daß den Gemeinden ihr Recht geworden sei.

Der kurze Blick, den wir mit den obigen Ausführungen in die Geschichte der Rodheimer Märkerchaft zu werfen suchten, soll uns lehren, daß die Adels herrschaft wohl schwere Schädigungen für die wirtschaftliche Entwicklung unserer Heimat im Gefolge hatte, Schäden unter denen Rodheim heute noch leidet. Aber aus Gründen der Billigkeit und der geschichtlichen Wahrhaftigkeit muß auch einmal stark betont werden, daß die alten Junker unserer Vorfahren jahrhundertlang einen großen Segen bedeutet haben. Das zeigt u. a. die Geschichte der Rodheimer Märkerchaft.

Hugo Deymann.

Vermischtes.

* „Papagei zu verschenken!“ Aus Halle a. S. wird uns geschrieben: Eine lustige Papageiengeschichte, für deren Richtigkeit sich Ihr Mitarbeiter verbürgt, hat sich kürzlich in Halle ereignet. In einer vielgelesenen Zeitung unserer Stadt prangte kürzlich folgendes Inserat:

Papagei zu verschenken.

Zu erfrag. vormittag von 8—9 X-Strasse Nr. soundsoviel.

Bitte zweimal klingeln!

Unter vielen anderen las auch ein biederer Bürger, dessen „Vora“ gerade das Zeitliche gesegnet hatte und deren Käfig noch verwaist dastand, das Inserat. Um nun der erste Bewerber zu sein, machte er sich schon am Abend vorher samt seiner Tochter und seinem Dienstmädchen, letzteres mit einem großen Korb bewaffnet, auf, um den Papagei zu erlangen. Als er an des Hause Pforte vor-schriftsmäßig zweimal klingelte und niemand reagierte, erfuhr er von Hausbewohnern, daß die Mieter der Wohnung zur Stunde in einem benachbarten Hotel ihre — Hochzeit feierten. Doch unser Bürgermann war zäh und samt seinen Reistigen zog er schnurstrich in das Hotel und ließ sich mitten vom Gänsebraten weg den Bräutigam herausholen. Der aber wußte nicht das mindeste von einem Papagei. Zur Bekräftigung rief der ansehende Bewirter seine Braut heraus. Auch die nächsten Angehörigen, welche nach dem enteilten Brautpaar recherchierten, konnten unserem Papageisucher nur bekräftigen, daß sich in ihrer gesamten Familie kein Vogel befände. Als man hinterher an der Hochzeitstafel den schlechten Scherz besprach — denn um nichts anderes handelte es sich — verschwand still am unteren Ende der Tafel ein Gast. Am anderen Morgen begann das große Rennen und Hunderte von Menschen stellten sich ein, um den vielbegehrten Gratsvogel zu erhalten. Mein an der Klurke prangten vor-sichtigerweise in großen Lettern die Worte: „Hier ist kein Papagei zu ver-schenken!“ Und der böse Sogeln kam um seine Pointe...

* Beim Zahnarzt. „Was machst du denn immer die Tür von meinem Zimmer zum Wartezimmer auf, wenn ich singe?“ fragt die Frau des Zahnarztes ihren Mann. „Weißt du,“ antwortet dieser, „ich möchte nur meine Patienten darüber beruhigen, daß es nicht aus dem Operationszimmer kommt.“ C. K. 20 Millionen Mark für eine Karte dritter Klasse — das ist der Fahrpreis, den ein englischer Gelehrter Prof. D. S. Turner für eine Reise nach der Sonne ausgerechnet hat. Selbst wenn man einen Schnellzug benützt, der 90 km in der Stunde zurücklegt, würde man zu dieser Fahrt 175 Jahre brauchen. Das Licht allerdings legt die Entfernung in 8 Minuten zurück.

Kapsel-Rästel.

Delmelmännchen — Macdonald — Milchwirtschaft — Steinkohlen — Ente — Brumbild — Butter — Eberjagd — Leder — Menschleid — Pappel — Lachtaube. Aus dem ersten der vorstehenden Wörter sind drei, aus jedem der übrigen Wörter zwei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, so daß sich daraus ein Sprichwort ergibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königs-promenade in voriger Nummer: Wenn du Natur im Großen willst betrachten, Dann laß dich durch das Kleine nicht zerstreuen; Doch wenn du lernst auch auf das Kleine achten, Wirst du an ihm dich wie am Großen freuen.

Julius Sturm.